erste Gattin Maria Cäcilia Würth dürfte eine Tochter des Stabhalters und Gastgebers Hans Simon Würth im Altdorf gewesen sein. Er wird 1740 genannt.

Die Ehefrau des Sternenwirts Franz Michael Sterk wurde am 27. 7. 1818 die 23jährige Tochter des Karl Friedrich Distel und der von Hattingen gebürtigen Regina geb. Honold. Die Tochter hieß Theresia Distel.

Alois Baader †, Engen

Hanf- und Flachsanbau in Orsingen

Der Anbau dieser Gespinstpflanzen ist in unseren Breiten bereits vergessen. Nur noch die ältere Generation kann sich an den Flachs- oder Hanfacker und an die Gewinnung der Gespinstfasern aus diesen Kulturpflanzen erinnern. Vor Zeiten hatte dieser bäuerliche Betriebszweig auf jedem Bauerndorf und darüber hinaus für die Allgemeinheit eine wichtige Bedeutung. In Urbaren-, Lager- und Zinsbüchern vergangener Zeiten begegnet man immer wieder dem Flachs- oder Hanfacker, nicht nur draußen auf der Flur, sondern auch innerhalb des Ortsetters beim Haus oder Hofanwesen. Der Anbau dieser Kulturpflanzen reichte auch noch in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein und im zweiten Weltkrieg war jedem landwirtschaftlichen Betrieb ein Anbausoll von Flachs oder Hanf auferlegt. Hanf wurde in den Kriegs- und Nachkriegsjahren von den Orsinger Landwirten vornehmlich auf dem „Weitenried" angebaut[1].

Saat- und Erntezeit bei Hanf und Flachs wie auch die Verarbeitung, liegen enge beieinander und unterscheiden sich nur unbedeutend. Flachs wurde geerntet, wenn der Stengel sich gelblich-grün verfärbte, er wurde mit der Wurzel aus dem Boden gezogen und gebündelt. Diese Bündel wurden dann beim Hofanwesen einige Zeit als sogenannte „Reiter" über Stangen oder Gartenzäune aufgehangen. Die Hanfernte wurde verschiedentlich vorgenommen, man schnitt ihn am Boden mit Sichel oder Sense, wurde aber auch wie der Flachs aus dem Boden gezogen und in Bündeln am Boden zusammengestellt. Dann verbrachte man Hanf wie Flachs auf eine frisch gemähte Wiese, an Grashalden oder Rainen, wo man diese Gespinstbündel ausbreitete. Hier wurden sie vom Tau befeuchtet und gerne ließ man sie auch verregnen, damit die Stroh- und Holzteile brüchig wurden und sich leichter von der eigentlichen Gespinstfaser lösen ließen[2]. Man nannte diesen Vorgang die „Tauröste".

Dann gab es mancherorts noch das „Rötzen oder Rösten" vornehmlich des Hanfes auf der „Hanfdorre". Dies war eine Einbuchtung, die ähnlich einem „Unterstand" in einen Rain hinein ,oder auch zu ebener Erde in die Tiefe ausgehoben war. Dieser durch Erdaushub geschaffene Raum hatte ein Breiten- und Tiefenmaß von etwa 2 m, und eine Höhe von 2,5 m. An den Wänden waren Bretterverschalungen angebracht, und darüber befand sich ein Stangen-Drahtrost, auf welchem die Hanfbündel zum „Röschen" oder Dorren aufgelegt wurden. Unten am Boden war eine Feuerstelle, die mit Holzscheitern unterhalten und von einer Person überwacht werden mußte, um dem hochzüngeln des Feuers zu wehren und die Gespinste vor Verbrennen zu bewahren. Ein entsprechender Wasservorrat und eine Gießkanne mußte immer bereit gehalten werden. Darnach kamen die „röschen" Gespinste auf die Flachs- oder Hanfbreche, mancherorts auch „Hanfknitsche" genannt, wo Frauen und Mädchen das Flachs- und Hanfbrechen, das eine anstrengende Arbeit war, besorgten. Dann wurden die Gespinste mit dem „Schwinger" oder Schwert, von Holz-, Stroh- und Grasteilen gesäubert, die gewonnenen Fasern über eine „Hechel gezogen, wo noch weiter anhaftende Grasteile, Angeln und auch schlechtes „Werg" ausgeschieden wurden[3].

Zur weiteren Bearbeitung der Gespinste stand verschiedentlich noch die „Hanfreibe" zur Verfügung. Eine solche war zumeist in den Bauerndörfern dort anzutreffen, wo auch eine Mahl-, Säge- und Ölmühle vorhanden war. Diese bestand aus einem runden steinernen Reibbrett mit einem Durchmesser bis zu 2,5 m und einem kegelförmigen Reibstein, der vom

[1] Der in den Kriegs- und Nachkriegsjahren angebaute Hanf und Flachs wurde nach der Ernte auf dem Bahnhof Nenzingen verladen und in eine spinnstoffverarbeitende Fabrik verschickt. – Der Flachssamen wurde mittels der „Riffel" oder durch Flegeldrusch gewonnen und im Stall für die Kälberaufzucht verwertet, diente aber auch der Herstellung von Öl (Leinöl). Durch das büschelweise ausschlagen des Hanfes in ein Faß oder eine Stande wurde der Hanfsamen, der nicht weniger wie der Leinsamen geschätzt war, gewonnen. Derselbe diente sowohl der Ölgewinnung als auch als Vogelfutter.

[2] Tauröste: Taschenbuch der Feld- und Gartenfrüchte. Dr. G. Friedrich, S. 83

[3] Die Ortenau: 52. Jahrg. 1972, Hanfanbau im Bad. Frankenland, v. Wilh. Schlacht.

Hanf- und Flachsanbau in Orsingen

großen Wasserrad aus über ein sogenanntes Stockgetriebe und Kammrad in Umlauf gebracht wurde. Die bis jetzt mit Hanfbreche und Hechel bearbeiteten Gespinste wurden nun noch auf dem Reibstein ausgelegt, wo dann in langsamem Umgang die steinerne Kekelwalze darüber rollte und die Gespinste noch weiter verfeinerte[4]. Nach diesem „Reiben" zog man das Produkt nochmals durch die „Feinhechel" und nun war das gewonnene „Werg" in guter Qualität spinnfertig[5]. Als nach zurückgehen des Hanf- und Flachsanbaues die Hanfreibe kaum noch gefragt war, wurde dieselbe von den Ölmüllern zum „Reiben" des Ölkuchens (Mohn-Maggskuchen) verwendet.

Nun kam die Arbeit der „Spinnerin". Ursprünglich geschah das „Spinnen" mit dem sogenannten „Wirtel"[6], der später durch die Spindel ersetzt wurde. Im Zuge der Entwicklung und des technischen Fortschritts kam um 1500 das „Spinnrad" auf, welches den Faden selbst drehte und ihn auch gleichzeitig aufwickelte[7]. Das „Werg" wurde an der Kunkel, auch Spinnrocken genannt,befestigt. Die Kunkel war auf dem Spinnrad aufgesetzt. Das Spinnrad mit Tretvorrichtung und Kunkel findet man heute nur noch selten in den Bauerndörfern, während solche noch bis vor 100 Jahren, wie auch die Flachs- und Hanfbrechen meistens mehrfach zur Hand waren. Hersteller von Spinnrad und Kunkel dürften die Drechsler gewesen sein, die ihre Arbeit oft auch mit handwerklicher Bauernkunst und Zieraten ausstatteten. Manche Spinnräder trugen am Innenrand des Rades zwischen den Speichen mit Bein verzierte Stäbchen, die gedreht waren, auch die Kunkel war mit Blei oder Zinneinfassungen geschmückt. Die Flachs- oder Hanfbreche fertigte der Wagner an, der die Stirnseite des Geräts mit Jahreszahl und dem Namen des Auftraggebers versah.

Das „Spinnen" und hantieren am Spinnrad lernten die jungen Mädchen von ihren Müttern schon frühe, später vererbten sie dieses Geschick wieder an ihre Töchter. An den Win-

[4] Führer durch das Schw. Freilichtmuseum, Seite 45/46.
[5] Die Ortenau: Jahresband 1972.
[6] „Wirtel" war ein Stein oder konisch-runder durchlochter Tonklumpen.
[7] „Lichtgang 1968", Spinnen und Weben in alter Zeit.

terabenden kamen dann in den Bauernstuben ein Kreis junger Mädchen mit Spinnrad und Werg versehen, zusammen, um ihr Garn zu spinnen. Abwechslungsweise fand man sich hierzu immer wieder in einem anderen Haus ein. Solche Zusammenkünfte dienten aber nicht nur der nützlichen Arbeit, sondern auch frohgemuter Unterhaltung. Es wurde nicht nur dem schnurrenden Spinnrad die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, sondern auch den Dorfneuigkeiten und schnurrenden Späßen. Zuweilen stellten sich auch junge Burschen in der Spinnstube ein, um die Unterhaltung zu bereichern und nach Feierabend die Spinnerinnen nach Hause zu begleiten. Zuweilen wurden solche Zusammenkünfte auch verboten[8].

Nun kam das gesponnene Garn zum Weber, der es in seiner Werkstatt auf dem hölzernen Webstuhl zu Leinen, Tuch und anderen schweren Geweben verschiedenster Art und Sorten wob und knüpfte. Aus dem Flachsgarn wurden die feineren Leinen, Bett- und Tischwäsche hergestellt. Die lange Faser, welche dem Hechler in der Hand blieb, nannte man die „Rieste". Daraus gab es das feinere Leinengarn, worauf die Bäuerinnen besonders stolz waren. Noch vor 60 und 70 Jahren trug man auch bei uns noch „Riesterne Hemden".

Die gröbere Hanffaser wurde zu schweren Geweben wie Säcke, Planen, Ernte- und Segeltücher, Seilerwaren, Stricke, Taue, Fischernetze usw. verwendet. Für Hemden, Laken und Tischtücher wurde der bessere langfaserige Hanf verarbeitet. Die in der „Hechel" hängen gebliebenen kurzen Hanffasern gaben das sogenannte „Abwerg", daraus wurde grobes Garn gewoben zu zwilchenen Hemden für die Bäuerinnen, die am Werktag getragen wurden. Den Mannsleuten wurden aus diesem Tuch „Hosen und Kittel" für den Sommer geschneidert, welche eine lange Haltbarkeit besaßen.

Es ist anzunehmen, daß die Bearbeitung von Hanf und Flachs und die Gewinnung der Gespinste landschaftsweise unterschiedlich gehandhabt wurde. Als der Anbau von Hanf und Flachs zurück ging, und die „Hanfdorre" sich nicht mehr lohnte, röschten unsere Mütter und Großmütter ihre Gespinstrohstoffe im eigenen Kachel- oder Hausbackofen, wobei man höchste Vorsicht walten lassen mußte.

Ferdinand Stemmer, Orsingen

Über Bodensee und „Höhgau" vor 125 Jahren

Bei Johann Thomas Stettner war zu Lindau 1851 erschienen: „Neuer Führer um den Bodensee und zu den Burgen des Höhgaus von Ottmar F. H. Schönhuth, Verfasser der Reichenauer Chronik und der Ritterburgen des Höhgaus." In seiner Darstellung „Lassberg auf der alten Meersburg" (in: „Joseph von Lassberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag. Herausgegeben von Karl S. Bader", Stuttgart 1955) erwähnt Adolf Kastner unter den Stiftern bzw. Inschriften über den Wappenschildern von Laßberg befreundeter Zeitgenossen an 17. Stelle einen „Ottmar Schoenhut (ein Pfarrer in Franken)" (S. 309). Ausführlicher kommt dann Kastner im selben Aufsatz (S. 356) nochmals auf den Verf. und Hrsg. (* 1806 Sindelfingen, † 1864 Edelfingen bei Bad Mergentheim) des oben zitierten Bodenseeführers zu sprechen: „Eigenartig gestaltet sich Laßbergs Verhältnis zu dem späteren Pfarrer, Historiker und Volksschriftsteller Ottmar F. H. Schönhuth, der, von Uhland für die Germanistik begeistert, von Silcher in das ‚Volkslied' eingeführt, als junger Tübinger ‚Stiftler' literarische Botengänge zwischen Tübingen und Eppishausen (dem zeitweisen Wohnsitz Laßbergs) machen durfte . . . Als aber Schönhuth, von 1830–37 Pfarramtsverweser auf dem Hohentwiel, 1834 ‚nach dem Abdruck der ältesten und reichsten Handschrift des Freiherrn J. v. Laßberg' ‚Der Nibelunge Not' in einer wohlfeilen, im ganzen fünfmal aufgelegten Ausgabe herausbrachte, war Laßberg bitterböse. Ebenso wenig Anklang fand bei Laßberg . . . sein ‚Neuer Führer um den Bodensee . . .' . . . den er, ohne Genehmigung dazu einzuholen, ‚Den lieben Bewohnern der alten Meersburg: dem edlen Freiherrn Joseph von Laßberg zum zweiundachtzigsten Geburtstag, der treuen und frommen Gattin Marianna, Freyin von Droste-Hülshoff (einer Schwester der 1849 verstorbenen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff], und den reichbegabten Zwillingsschwestern, Fräulein Hildegarde und Hildegunde – in treuer Anhänglichkeit" gewidmet hatte. Schönhuth schreibt darüber an seinen Freund Franz Pfeiffer u. a.: „Vollends meinen ‚Führer vom Bodensee' hat er mir schrecklich übel-

[8] GDAL. Protokollb. 1743. Des Matthäus Winters Wittib, Maria Müllerin wurde 1743 ermahnt, daß sie in ihrem Haus keine Zusammenkünfte von Burschen und Mädchen dulden soll. Weil sie dies trotzdem gestattete, wurde sie mit 3 Pfund Pfennig gestraft.